

"Plötzlich gab es Kinderzimmer"

Autor(en): **Krucker, Daniel / Niederhauser, Rebecca**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **91 (2016)**

Heft [3]: **Wohnen und Kultur**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REBECCA NIEDERHAUSER ÜBER DIE SICH ÄNDERNDE WOHNKULTUR

«Plötzlich gab es Kinderzimmer»

INTERVIEW UND FOTO: DANIEL KRUCKER

In Wohnungsgrundrissen und Hausfassaden spiegeln sich wichtige gesellschaftliche Entwicklungen. Die offene Küche beispielsweise ist Ausdruck der sich angleichenden Geschlechterrollen. Die Kulturwissenschaftlerin Rebecca Niederhauser erklärt, warum wir wohnen, wie wir wohnen.

Wohnenextra: Als Kulturwissenschaftlerin wissen Sie, wie sich Wohnen im Lauf der Zeit verändert hat. Welche Entwicklung erachten Sie als besonders bedeutsam?

Rebecca Niederhauser: Wenn ich ein Beispiel wählen soll, dann ist es sicher die komplette Neudefinition der Familie und der Kindheit im 19. Jahrhundert. In dieser Zeit fing man an, die Kindheit als eine eigene Lebensphase anzuerkennen. Aus Wohnungsgrundrissen von damals lässt sich das schön herauslesen: Plötzlich gab es das Kinderzimmer.

«Unsere Art zu wohnen zeigt vor allem den hohen Lebensstandard.»

Das aufstrebende Bürgertum des 19. Jahrhunderts bildete die damalige Mittelschicht. Wo erkennen wir heute noch ihren Einfluss aufs Wohnen?

Dieser zeigt sich am augenfälligsten bei den Fassaden. In vielen städtischen Quartieren ist schön zu sehen, wie vornehm, fast prunkvoll so manche Fassade zur Strassen-seite hin gestaltet ist. Auf der Hofseite hingegen trifft man auf ganz neutrale Ansichten, ohne jeglichen Schmuck. Nach aussen wollte man den neu gewonnenen Status sichtbar machen. Dabei orientierte sich das einfache Bürgertum gerne am Leben des Grossbürger-

tums, und dieses wiederum kupferte beim Adel ab. Die damals gängigen Vorstellungen vom Repräsentieren spiegeln sich auch in den Wohnungen selbst: Nach dem Eingangsbereich sind die gute Stube, die Familienstube und manchmal auch noch ein eigenes «Herrenzimmer» angeordnet. Gegen den Hof finden sich die privaten Räume. Dort war auch die Küche, oft in einem kleinen Raum, untergebracht. In der bürgerlichen Küche sah man einen reinen Arbeitsort, dem keine besondere Bedeutung zugestanden wurde.

Davon kann heute keine Rede mehr sein. Kochen wird zelebriert, die Küche ist oft sehr zentral, wenn nicht sogar in der Mitte der Wohnung platziert.

Das ist so. Die heutigen offenen Wohnküchen sind eindeutig eine Antwort auf die sich verändernden Geschlechterrollen. Das Kochen wird in den Wohnalltag integriert und funktioniert auch als soziale Kommunikation. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass die Küche zu allen Zeiten ein sehr zentraler Ort war – allerdings nur bei den unteren Schichten. Meistens war eine Küche überhaupt der einzige Raum, über den man verfügte.



***Rebecca Niederhauser** (34) studierte Volkskunde, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie deutsche Literatur. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Zürich. Aktuell schreibt sie ein Buch über gemeinschaftliche Wohnformen im Alter.

Über viel Raum verfügen meist Bewohnerinnen und Bewohner von Einfamilienhäusern. Der Wunsch nach dem Haus im Grünen ist weitverbreitet. Welche Ideale und Vorstellungen verkörpert dieses in unserer Gesellschaft?

Das Einfamilienhaus hat viel mit dem sozialen Aufstieg zu tun. Zwar gab es schon vor dem Zweiten Weltkrieg einfache Arbeiterhäuschen in der Tradition der Gartenstadt. Das Einfamilienhaus aber, wie wir es heute kennen, soll zeigen, dass man es im Beruf zu etwas gebracht hat. Man kann sich jetzt ein Haus leisten. Und weil in der Schweiz viel gemietet wird, kumulieren sich im Einfamilienhaus verschiedene Dinge. Es unterstreicht, dass man gesellschaftlich angekommen ist, es ist das Nest für die Familie. Gleichzeitig steht das «Hüsi» im Grünen aber auch immer noch für konservative Geschlechterrollen, weil in den Köpfen diese Bilder einer funktionierenden und traditionell lebenden Familie vorhanden sind.

Lässt sich sonst etwas Generelles zum heutigen Wohnen feststellen?

In unserer Art zu wohnen zeigt sich vor allem der hohe Lebensstandard. Die allermeisten Bauten sind gut unterhalten, die Installationen in den Wohnungen funktionieren, und die Menschen haben jederzeit Zu-

gang zu sauberem Wasser, zu einer Toilette und zu einem Bad. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht wird es aber vor allem interessant, wenn man in die Wohnungen hineingeht und schaut, mit welchen Einrichtungsgegenständen sich die Menschen umgeben.

Welches sind die Klassiker?

Die Glasvitrine zum Beispiel. Dieses Möbel war in den 1980er- und 1990er-Jahren extrem en vogue, findet aber auch heute noch immer seine Kundschaft. Darin stehen

«Mich erstaunt, wie unflexibel noch immer gebaut wird.»

das teure Geschirr und die schönen Gläser. Damit geben die Leute durchaus Statements ab: Schaut her, ich habe auch noch ein zweites, gutes Service für besondere Anlässe. Auch die Sachen, die man sich an die Wand hängt, erzählen von Wohnidealen oder sind ganz persönliche Aussagen. Der röhrende Hirsch etwa ist eine klare Ansage. Und beim Stillleben im barocken Rahmen schwingen Gediegenheit und eine gewisse Eleganz mit. Man signalisiert damit Stil.

Sie beschäftigen sich beruflich intensiv mit gemeinschaftlichen Wohnformen im Alter. Viele westliche Gesellschaften durchlaufen einen demographischen Wandel und verändern sich auch sonst stark. Die Familie hat heute viele Gesichter. Wie ist aus Ihrer Sicht darauf zu reagieren?

Mich erstaunt, wie unflexibel noch immer gebaut wird. Es wird noch viel zu wenig auf die vielfältigen Wohnsituationen gesetzt, verschiedene Formen des Zusammenlebens spielen bei der Planung offenbar kaum eine Rolle. Denken Sie an Patchworkfamilien, die schnell sehr gross sein können und in denen Kinder unterschiedlichen Alters leben. Oder nehmen Sie Gästezimmer: Wie viele davon stehen 360 Tage im Jahr leer? Gemeinschaftlich genutzte Räume müssten viel mehr zum Thema werden. Die Genossenschaften sind dabei Vorbild. Meine Hoffnung ist, dass der Trend in Richtung mehr Vielfalt und Flexibilität geht. Am verdichteten Wohnen kommen wir heute nicht mehr vorbei. Dazu brauchen wir Leute, die Utopien haben, die das Undenkbare denken. Die Geschichte zeigt, dass aus Konzepten, die am Anfang nicht ganz ernst genommen wurden, später die eine oder andere Idee umgesetzt wurde. Nicht eins zu eins zwar, aber aus Visionen können praxistaugliche Lösungen für wichtige gesellschaftliche Fragen entwickelt werden.